

Riccardo Bonfranchi
Eliane Perret

Heilpädagogik im Dialog

Praktische Erfahrungen,
theoretische Grundlagen
und aktuelle Diskurse

Riccardo Bonfranchi

Eliane Perret

Heilpädagogik im Dialog

Lehren und Lernen mit behinderten Menschen

Band 40

Riccardo Bonfranchi,
Eliane Perret

Heilpädagogik im Dialog

Praktische Erfahrungen,
theoretische Grundlagen
und aktuelle Diskurse

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Insbesondere darf kein Teil dieses Werkes ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form (unter Verwendung elektronischer Systeme oder als Ausdruck, Fotokopie oder unter Nutzung eines anderen Vervielfältigungsverfahrens) über den persönlichen Gebrauch hinaus verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für alle in diesem Werk verwendeten Warennamen sowie Firmen- und Markenbezeichnungen können Schutzrechte bestehen, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind. Deren Verwendung in diesem Werk berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese frei verfügbar seien.

Ein ATHENA-Titel bei wbv Publikation

© 2021 wbv Publikation

ein Geschäftsbereich der
wbv Media GmbH & Co. KG
Bielefeld 2021

Gesamtherstellung:
wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld
wbv.de

Bestellnummer: 6006398
ISBN (Print) 978-3-7639-6580-9
ISBN (E-Book) 978-3-7639-6583-0

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Judith und René

Inhalt

	Vorwort.....	9
1	Menschenbilder – was sind das für Bilder?	11
2	Unterliegt die Schule einem sozialen Wandel?.....	17
3	Beziehung und Bildung – beißt sich das?	25
4	Was verstehst du unter Erziehung?.....	32
5	Welche Werte und Normen sind in »Erziehung« drin?	39
6	Heißt es: »Fordern und Fördern« oder »Fördern und Fordern«?	47
7	Wodurch ist ein guter Theorie-Praxis-Bezug gekennzeichnet?	53
8	Meine Vorbilder – deine Vorbilder	62
9	Ist die Heilpädagogik eine Profession?	70
10	Gibt es in der Heilpädagogik ethische Fragestellungen?	78
11	Was sagt uns Fachleuten der Heilpädagogik die Neurowissenschaft?.....	84
12	Die ICF – eine Modeerscheinung oder Hilfe im heilpädagogischen Alltag?	90
13	Worauf richtet die Diagnose ihren Blick?	97
14	ADHS, POS, MCD – was ist es nun?	104
15	Wer ist verhaltensauffällig?	109
16	Was macht eine gute Methodik des Lernens aus?.....	118
17	Woran orientiert sich die Kompetenzorientierung?	128
18	Ist utilitaristisches Gedankengut grundsätzlich des Teufels?.....	134
19	Man spricht von New Public Management und meint was damit?.....	141
20	Wer übernimmt die Verantwortung in der Heilpädagogik?	148
21	Warum hatten Heilpädagogische Sonderschulen – anders als die Regelschulen – von Beginn an eine Leitung?.....	155
22	Ist die Integration von Kindern mit einer Behinderung in die Regelschule sinnvoll?	163
23	Resilienz und Vulnerabilität: zwei Seiten derselben Medaille?.....	172
24	Sprache – eine Brücke zum Du.....	178

25	Gibt es einen Zusammenhang zwischen Individualpsychologie und Heilpädagogik?.....	185
26	Kreativität in der Schule – ein Widerspruch?.....	191
27	Kann man jemand anderen motivieren?	199
28	Ist die Klassengemeinschaft eine Gemeinschaft?	205
29	Haben Lehrende und Lernende eine Beziehung zueinander?	211
30	Braucht es Disziplin und Strafe überhaupt?.....	218
31	Gab es Gewalt und Mobbing in der Schule früher nicht?.....	225
32	Stehen Familie und Schule miteinander in Verbindung?.....	232
33	Werden Eltern durch die Behinderung ihrer Kinder auch behindert?	239
	Dank.....	247
	Literaturhinweise	249

Vorwort

Da treffen sich zwei Heilpädagogen, ein Mann und eine Frau. Beide sind gleich alt, um genau zu sein, schon etwas älter. Der eine ist schon pensioniert, die Frau mittlerweile auch. Er war Schulleiter einer Heilpädagogischen Sonderschule, sie unterrichtet noch in einem kleinen Pensum an einer Sonderschule, deren Schulleiterin sie jahrelang war. Um zu präzisieren, muss gesagt werden, dass er Schulleiter einer Sonderschule war, an der ausschließlich Kinder und Jugendliche mit einer geistigen Behinderung gefördert werden. Ein Spezialgebiet von ihm ist zum einen Ethik und zum anderen die Pädagogik von schwerst- und mehrfachbehinderten Kindern und Jugendlichen. Bei ihr ist es etwas anders. Ausgehend von einem personalen Menschenbild sind ihre Spezialgebiete die Individualpsychologie von Alfred Adler, die Bindungstheorie sowie die Pädagogik von lernbehinderten und verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen. Diese Ergänzung ergibt, so finden die beiden, ein ersprießliches Feld, auf dem man lange verweilen, das heißt diskutieren kann. Deshalb beschließen sie, ein Buch zu schreiben.

Vorab noch eine Bemerkung, die der guten Ordnung halber gemacht werden muss. Weil das abgesteckte Feld von geistiger Behinderung, schwerster geistiger Behinderung, Lernbehinderung und Verhaltensauffälligkeit nun wahrlich nicht klein ist, werden wir uns in diesem Buch nicht zu sinnes- und körperbehinderten Menschen äußern. Es ist nämlich ein Kennzeichen der in diesem Buch dargestellten Inhalte, dass wir uns einer advokatorischen Ethik verpflichtet fühlen und deshalb immer wieder die Position der betroffenen Schüler und Schülerinnen einnehmen. Und das wollten wir in jenen Bereichen tun, in denen wir uns auskennen.

Die Frage der Reihenfolge der Beiträge hat uns eine Weile intensiv beschäftigt. Es hat etwas Zeit gebraucht, bis wir uns eingestanden haben, dass es eine klare, stringente Reihenfolge nicht gibt, nicht geben kann. Natürlich haben wir uns dann doch für einige Grundsätze entschieden, nach denen wir die Beiträge aneinandergereiht haben. Vielleicht gelingt es den einen oder anderen Leserinnen oder Lesern festzustellen, nach welchen Kriterien wir uns dabei ausgerichtet haben. Aber im Grunde spielt es keine Rolle; man hätte die Reihenfolge auch völlig anders bilden können.

Wie ist dieses Buch entstanden? Wie haben wir es gemeinsam geschrieben? Am Anfang haben wir uns über mögliche Themen ausgetauscht. Dabei hat jeder von uns seine Spezialthemen formuliert. Das mussten wir nicht lange aushandeln, weil jeder die Themen des anderen problemlos akzeptiert hat. So kamen 33 Themen zustande, die wir für die heutige Diskussion um

Pädagogik und insbesondere Heilpädagogik für relevant halten. Es hätten noch mehr Themen sein können. Da wir ja nicht am gleichen Ort leben und wir auch unsern Alltag unterschiedlich gestalten, sind wir auf die Idee gekommen, dass jeder zu jedem Thema einen Beitrag schreibt. Erst wenn jeweils beide ihren Beitrag verfasst hatten, tauschten wir ihn aus. Damit wollten wir verhindern, einander gegenseitig zu beeinflussen. Das hat sich bewährt, und wir haben uns – ausnahmslos – daran gehalten. Wenn dann beide Texte zu einem Thema ausgetauscht waren, kommentierten wir jeweils den Text des anderen. Dabei galt die Regel, die Kommentare des anderen zum eigenen Text so stehen zu lassen. Auch daran haben wir uns gehalten. So nahm das Projekt über mehrere Monate langsam, aber sicher Gestalt an. So ist dieses Buch entstanden, von dem wir hoffen, dass wir den Leser, die Leserin anregen, sich selber Gedanken zu einem eigenen Kommentar zu machen – zu einem speziellen Thema, das ihn, sie interessiert.

Das Buch bietet deshalb eine Fülle an Kenntnissen und Erkenntnissen, die wir hier zusammengetragen haben. Es stellt beredtes Zeugnis von – zusammengekommen – rund 80 Jahren Heilpädagogik dar. Das natürlich so gerechnet, dass man die Erfahrungsjahre von uns beiden Autoren zusammenzählt. Ist dieses Buch deswegen ein historisches Buch der Heil- und Sonderpädagogik? Mitnichten! Da beide Autoren noch sehr stark mit der heutigen Praxis verbunden sind, geht es vielmehr darum, die Entwicklung heilpädagogischer Ansichten und Prozesse einerseits zu reflektieren und andererseits immer wieder einer Prüfung zu unterziehen. Wir haben uns auch stets mit neuen Forschungsergebnissen befasst und haben festgestellt, dass vieles davon an den heutigen Ausbildungsstätten nicht gelehrt wird. Dass wir beide, oft aus unterschiedlichen Motiven heraus, vieles an der heutigen Heilpädagogik kritisch betrachten, liegt in der Natur der Sache. Nicht alles, was neu ist, ist automatisch auch gut.

Das Buch ist natürlich für alle an der Thematik Interessierten gedacht. Aber es ist kein hochwissenschaftliches Buch. Es hat kaum Zitate, keinen Handapparat, dafür eine Liste von Literatur für alle, die sich gerne weiter in ein Thema vertiefen möchten. Wir haben uns auch um eine lebendige, leserfreundliche Sprache bemüht und uns davor gehütet, in einen Fachjargon zu verfallen. So hoffen wir, dass dieses Buch sowohl auf das Interesse von Eltern und an Bildungsfragen Interessierten stößt als auch von Vertretungen der Bildungsdirektion, Schulpflegern und Schulpflegerinnen, aber auch Studenten und Studentinnen der Hochschulen für Heilpädagogik und Pädagogischen Hochschulen gelesen und gern zur Kenntnis genommen wird.

Dr. Riccardo Bonfranchi

Dr. Eliane Perret

1 Menschenbilder – was sind das für Bilder?

Anderen begegnen?

(Aus-)Wirkungen auf die heilpädagogische Arbeit

Beitrag Eliane Perret

Warum stellen wir die Frage nach den Menschenbildern, warum ist sie die erste in diesem Buch? Weil sie nach meiner Ansicht für unser berufliches Selbstverständnis sehr wichtig ist! Unser Erleben ist geprägt vom Bild, das wir vom Menschen haben – von unserem Menschenbild. Zumeist unbewusst, aber nicht weniger wirksam! Es betrifft das Ethos, mit dem wir unseren Beruf ausüben.

Nun, es würde sich anbieten, sich der Frage mit einem Exkurs in philosophischer Anthropologie anzunähern. Ich hoffe, *du* machst es! Das wäre spannend, denn in allen Kulturen und Epochen haben die Menschen versucht, sich Bilder von sich zu machen und ihren Platz in der Welt zu definieren. Das kann man auch eindrücklich in Museen sehen, die das jeweilige Menschenbild in seiner kulturellen und historischen Vielfalt dokumentieren. Auch in den Werken von Kunstschaffenden kommt deren Bild vom Menschen zum Ausdruck. Ich möchte mich dem Thema jedoch lieber aus psychologischer Sicht zuwenden, das ist mir vertrauter.

Menschenbild – Grundlage unserer Arbeitshypothesen

Unsere Vorannahmen, Erwartungen und Forderungen hängen eng mit unserem Menschenbild zusammen und prägen maßgeblich die Gestaltung der Beziehungen zu den Schülerinnen und Schülern und auch die kollegiale Zusammenarbeit. Das Menschenbild wird zum Ausgangspunkt unserer Arbeitshypothesen. Je nachdem legen wir den Schwerpunkt bei unserer Arbeit, geben unterschiedlichen didaktischen Konzepten den Vorzug, gestalten den Unterricht entsprechend, entwickeln Förderkonzepte und beurteilen Entwicklungsprozesse. Wir haben es ja stets mit Schülerinnen und Schülern mit einer speziellen Problematik zu tun. Ich nehme als Beispiel Kinder, welche die heute sehr verbreitete Diagnose ADHS haben. Ist mein Menschenbild durch die aktuell dominierenden Neurowissenschaften geprägt, werde ich das Verhalten als Folge von gestörten Prozessen im Gehirn deuten und entsprechende Maßnahmen, z. B. die Verschreibung von Methylphenidat, als verpflichtend erachten, eingebettet in der Verhaltenstherapie angelehnte Unterrichtskonzepte. Gehe ich davon aus, dass das Ver-

halten des Kindes vererbt ist, werde ich im Gespräch mit den Eltern mein Augenmerk darauf richten, welcher Elternteil sich allenfalls durch starke Unruhe bemerkbar macht; eventuell auch bei ihm ein ADHS vermuten. Stehen für mich die Lebensgeschichte des Kindes und das Zusammenspiel mit den Beziehungspersonen bei der Herausbildung des Verhaltens im Vordergrund, werde ich andere Überlegungen anstellen, die meinen Umgang mit ihm prägen. Das sind nur einige Spielformen, wie das Menschenbild meinen Berufsalltag prägen kann.

Nun wurde ja die Bedeutung solcher Vorannahmen vielfach untersucht. In jedem Psychologiestudium wird irgendwann der Rosenthal-Effekt diskutiert. Die Aussage ist klar: Eine vorangehende positive Einschätzung eines Schülers oder einer Schülerin hat Einfluss und bestätigt sich in dessen bzw. deren weiterer Entwicklung. Die Erklärung dafür sind unbewusste Verhaltensänderungen der Lehrpersonen, die sich in ausgedehnter Zuwendung, subtiler Unterstützung, vermehrtem Lob und hohen Leistungsanforderungen äußern. Umgekehrt kann eine negative Erwartungshaltung eine entsprechend negative Entwicklung nach sich ziehen (Golem-Effekt).

Mein Menschenbild = dein Menschenbild?

Das eigene Menschenbild gilt oft als so selbstverständlich, dass es kaum hinterfragt oder durch andere Sichtweisen relativiert wird. Dabei wäre es gerade für Lehrpersonen wichtig, sich dessen bewusst zu sein und die persönlichen Erwartungshaltungen auf dem Hintergrund des eigenen Menschenbildes zu reflektieren. Sie haben eine besondere Verantwortung, sich bewusst zu sein, mit welchen Vorannahmen und Werthaltungen sie die Beziehung zu ihren Schülerinnen und Schülern und zu deren Familien gestalten. Für mich heißt das, die eigene Biografie in einem umfassenden Sinne zu durchleuchten. Selbstverständlich ist der kulturelle Hintergrund der eigenen Familie bedeutsam, der beispielsweise das Rollenbild von Mann und Frau maßgeblich formen kann. Es ist aber auch die persönliche Entwicklung im familiären und schulischen Umfeld. So kann eine eigene Unsicherheit oder Schwäche zu einer ungünstigen Solidarität mit einem Kind führen, das eine »vertraute« Problematik aufweist. Man traut ihm nicht zu, was man sich selbst nicht zugetraut hat, und lässt es in der Mutlosigkeit hängen. Im umgekehrten Fall kann einem Lehrer, der selbst die Schule mit Leichtigkeit bewältigt hat, der gefühlsmäßige Zugang zu Kindern verwehrt sein, die sich schwertun, das Lernen anzupacken. Es gäbe noch viele Beispiele anzuführen. So die Lehrerin, die sich zu Hause als Jüngste gerne den Älteren angeschlossen hat und nun Mühe hat, die unvertraute Aufgabe als anleitendes Vorbild zu überneh-

men, und entsprechend Führungsprobleme in der Klasse hat. In der Psychotherapie spricht man in diesem Zusammenhang von Gegenübertragung.

Weitblick gewinnen

Dieser Bewusstwerdungsprozess ist nicht immer einfach und mag auch am eigenen Ego kratzen, aber er lohnt sich. Es wird kaum Heilpädagogen geben, die nicht gerne von sich sagen möchten, dass sie »über der Sache stehen«, das heißt einen objektiven Blick für das Problem des Kindes und das Geschehen in der Klasse haben. Oder um es mit Goethe zu sagen:

»Es ist das Ethos, an dem die Lehrer arbeiten, was wirkt, was die Atmosphäre der Schule mitbestimmt, was geschätzt wird.«

Nun arbeiten wir in einem Beruf, der sein Gepräge im Laufe der Zeit immer wieder geändert hat. Neue Phänomene haben Fragen aufgeworfen, und neue wissenschaftliche Erkenntnisse sind eingeflossen. Zur Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen gehört die Frage nach dem jeweiligen Menschenbild. Sie gibt den nötigen Weitblick, aber auch einen inneren Maßstab, diese Entwicklungen zu beurteilen und einen eigenen, fundierten Standpunkt einzunehmen.

Kommentar Riccardo Bonfranchi

Ich greife aus deinem Text die Passage heraus, in der du davon ausgehst, dass sich unsere Menschenbilder auf alle unsere Vorannahmen, Erwartungen und Forderungen auswirken. In diesem Sinne habe ich das auch beschrieben. Allerdings mit einer Ausnahme, nämlich des immer gleichen Menschenbildes, das wir gegenüber Menschen mit einer geistigen Behinderung haben.

Meine Frage ist nun, ob diese Vorannahmen, Erwartungen und Forderungen nicht auch einem starken gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Du gehst ja so weit zu sagen, dass die gesellschaftlichen Bedingungen auch unser Bild von unseren Schülern und Schülerinnen bestimmen. Dies sehe ich genauso. Aber für mich stellt sich nach dem Lesen deines Textes die Frage, ob die Menschen in grauer Vorzeit gleiche oder zumindest ähnliche Bilder von der menschlichen Natur hatten wie wir oder eben doch ganz andere? Warum? Es ist doch wahrscheinlich, dass ihre Annahmen auf anderen Grundlagen basierten; dass ihre Erwartungen an das Leben, das Menschsein auch anders strukturiert waren als die unsrigen heute; und dass deshalb die Forderungen an das, was ein Mensch zu lernen oder zu erbringen imstande sein musste, auch anders gestaltet waren als heute.

Oder gibt es doch Konstanten? Wenn nämlich unsere Menschenbilder mit denen vor rund 5000 Jahren in Grundzügen identisch oder zumindest sehr ähnlich wären, würde meine These der Ungleichartigkeit der Menschenbilder nicht stimmen. Ich bin mir da unschlüssig. Menschenbilder können sich im Laufe der Zeit nicht grundsätzlich widersprechen, so auch meine Meinung.

Also, und dies mein vorläufiges Fazit: Ich muss mir dazu noch mehr Informationen beschaffen und darüber nachdenken. Aber eben, haben das die Menschen nicht schon immer getan ...?

Menschenbilder und ihre (Un-)Veränderlichkeit – eine philosophisch-anthropologische Betrachtung

Beitrag Riccardo Bonfranchi

Der Mensch hat wohl schon immer Bilder der Welt entworfen. Durch sein Bewusstsein ist er dazu in der Lage. Wenn er sich nun Gedanken über die Welt macht, kann es nicht ausbleiben, dass er sich auch über sich selbst Gedanken macht. Der Mensch ist ja ein Teil der Welt. Wie kann er sich in ihr positionieren? Wie sieht der Mensch sich in der jeweiligen Epoche? Entsprechend dem Bild, das er von sich hatte, konnte es sein, dass er begann, sich zu schmücken, zu bemalen, sich zu tätowieren. Dieses Sich-selber-Wahrnehmen führte dann dazu, dass er ein mythisches Gegenüber konstruierte, auch wenn ihm das vielleicht nicht bewusst war. Er verkleidete sich und nahm die Gestalt von Tieren an. In dieser Maske tanzte er, um die Götter friedlich zu stimmen oder sie um Regen zu bitten. Es waren magische Mächte, die hier beschworen wurden. Sie stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Bild, das sich der Mensch von sich selber machte.

Menschenbild im Wandel der Zeit

Einige tausend Jahre später vergeistigt sich dieses Bild. Es gibt nicht mehr Götter, sondern nur einen Gott (in der westlichen Welt). Dieser sagt dem Menschen nun, welches Bild das richtige oder das falsche ist. Aber auch dieses Bild wandelt sich zu Beginn der Neuzeit. Nun heißt es: Sapere aude. Bediene dich deines eigenen Verstandes – und nutze die Wissenschaften. Dies bedeutet, dass durch eine ungeheuerliche wissenschaftliche Entwicklung ein ebenso ungeheuerliches Wissen angehäuft wird, sodass heute eine Vielzahl von Bildern entstanden ist, was der Mensch nun ist oder sein soll.

Es ist für mich als Exponent der modernen Welt nicht mehr möglich, nur ein Bild, ein Menschenbild zu zeichnen. Dieses neue Weltbild ist polyvalent, jedes Bild ist möglich, wenn es denn nur denkbar ist. Es kann aber immer überprüft werden, ob es dem Menschen angemessen ist.

Unerwünschte Laune der Natur?

Ein Bild des Menschen gibt es, das wohl über die Jahrtausende gleich geblieben ist, und ich meine damit das Bild, welches wir uns von den Menschen machen, die als geistig behindert gelten. Hier kann davon ausgegangen werden, dass es diese Menschen schon immer nicht hat geben sollen. Sie gelten als eine unerwünschte Laune der Natur und es ist besser, wenn sie gleich nach der Entdeckung ihres Andersseins wieder verschwinden. So kann man denn davon ausgehen, dass Menschen mit einer sichtbaren geistigen Behinderung (z. B. Trisomie 21) vermutlich unmittelbar nach der Geburt getötet oder – bei Jägern und Sammlern – liegen gelassen wurden (persönliche Mitteilung eines Aborigines im australischen Outback). Aus dem späten Mittelalter in der Schweiz ist bekannt, dass solche Kinder »versehentlich« in ein Jaucheloch fielen, oder es wurde nach ihrem Baden »vergessen«, das Fenster zu schließen und sie abzutrocknen. Diese Kinder starben an einer Lungenentzündung. Man legte sich zurecht, dass der liebe Gott das arme Kind wieder zu sich genommen habe. Die Aussagen der Nationalsozialisten zum »unwerten Leben« sind hinreichend bekannt. Tatsache ist, dass das Bild, das sich die jeweilige Gesellschaft von Menschen mit einer geistigen Behinderung gemacht hat, unverändert geblieben ist. Auch heute passen Menschen mit einer geistigen Behinderung nicht ins Bild. Durch die Möglichkeiten der Pränatalen Diagnostik werden bereits in der frühen Schwangerschaft genetische Veränderungen erkannt und etwa 90 Prozent der Embryos abgetrieben. Der einzige Unterschied gegenüber früheren Zeiten besteht darin, dass das werdende Kind mit einer diagnostizierten geistigen Behinderung intrauterin von der Bildfläche verschwindet und die Menschen sich nicht mehr mit dem geborenen Kind und dem Bild, das sie sich von ihm machen, auseinandersetzen müssen.

Fazit: Wir sehen, dass sich das Bild, das sich der Mensch von sich selber gemacht hat, immer wieder gewandelt hat. Dass aber das Bild, das er sich z. B. von Menschen mit einem Downsyndrom macht, über die Jahrtausende hinweg wohl unverändert geblieben ist. Das Einzige, was sich geändert hat, ist die Effizienz, mit der er sich von diesem Bild, diesen Menschen distanzieren kann.

Kommentar Eliane Perret

Da habe ich ja – wie gewünscht – ein bisschen Einblick in die philosophische Anthropologie bekommen. Es ist interessant, wie der Mensch seine Möglichkeiten nutzte, sein Dasein zu verbessern, zu planen und sich Nicht-Verstandenem und scheinbar Unerklärlichem anzunähern. Es ist ja sicher auch kein Zufall, dass Kinder sehr viele diesbezügliche Fragen haben und sich gerne auf philosophische Gespräche einlassen.

Heute stehen uns mehr Wissen und Erkenntnisse zur Verfügung. Entsprechend größer geworden ist die Verantwortung, die wir haben. Viele Wissenschaftler und Denker waren und sind sich dessen bewusst. Ich denke dabei z. B. an Albert Einstein und Albert Schweitzer, die vor den Gefahren im Umgang mit der Atomkraft und deren Nutzung gewarnt haben. Auch jetzt zu Zeiten von Covid-19 geht es um die Frage, wie das Wissen um das Virus und dessen Verbreitung so genutzt wird, dass die Gesundheit *aller* Menschen geschützt ist.

Du sprichst mit deinen Ausführungen auch eine Frage an, die sich den Menschen immer gestellt hat: die Frage nach dem Umgang mit Behinderten. Wie du sagst, ist diese Frage heute nach wie vor da. Entscheidungen werden getroffen, vielleicht weniger offen. Vielleicht fühlen sich Menschen durch Behinderte in anderer Weise »behindert« als früher, weil sich die Lebensumstände geändert haben? Vielleicht läuft die Diskussion darüber verdeckter, steriler ab? Wie auch immer! Ich denke, dass der Maßstab bei der Beurteilung all dieser Fragen stets getragen sein muss von einer Ethik, die sich dem humanistischen Menschenbild verpflichtet fühlt.

2 Unterliegt die Schule einem sozialen Wandel?

Entwicklungswahn und Umgang mit Wandel und Verantwortlichkeiten

Beitrag Riccardo Bonfranchi

Natürlich wandelt sich die Schule. Wie sollte sie nicht als Einrichtung der Gesellschaft? Aber bevor ich diese Thematik aufgreife, frage ich mich, was der Begriff »sozialer Wandel« bedeutet. Als sozialer Wandel, Kulturwandel oder auch gesellschaftlicher Wandel werden die prinzipiell unvorhersehbaren (aber doch oft angebahnten oder betriebenen) Veränderungen bezeichnet, die eine Gesellschaft in ihrer sozialen und kulturellen Struktur über einen längeren Zeitraum erfährt.

Da die Schule ein Teil der Gesellschaft ist, unterliegt sie selbstverständlich auch diesem »unvorhersehbaren« Wandel. Bei dieser nüchternen Feststellung will ich es aber nicht belassen, weil es sich gerade bei den Veränderungen der Schule um einen überhitzten Wandel handelt. Damit meine ich, dass das System Volksschule in den letzten rund dreißig Jahren einen ungeheuren Umbruch erlebt hat. Man muss sich deshalb schon die Frage stellen, was dessen Ursache ist, ob es so kommen musste und wie wieder mehr Ruhe einkehren kann. Denn wenn es mit der Schule so weitergeht, steuert sie auf einen Kollaps zu.

Schulreformen im Zeitraffer

Betrachten wir einmal im Zeitraffer, welchen Themen die Schule in den vergangenen Jahrzehnten gerecht zu werden versuchte. Da ging es um die Digitalisierung, also das Bestücken der Schule mit Computern und Tablets. Nur im Gymnasium oder auch in der Volksschule? Heute aber schon im Kindergarten! – In den achtziger Jahren war die Aids-Aufklärung ein Thema, das stark verunsicherte. – Ein anderes, ob der Handarbeitsunterricht ganz abgeschafft werden soll oder eventuell nur teilweise. – »Auch Volksschulen brauchen eine Leitung« war die nächste Forderung. Heilpädagogische Sonderschulen und Gymnasien hatten seit ihrem Bestehen eine Leitung. Heute sind alle Schulen geleitet. – Ist das System der Schulpflegen noch zeitgemäß? Sollen sie nicht besser abgeschafft werden? Die Bezirksschulpflegen ja, die Gemeinde- und Stadtschulpflegen hingegen wiederum nicht, wurde entschieden. – Müssen die naturwissenschaftlich ausgerichteten Fächer aufgewertet werden, und wenn ja, auf Kosten wel-

cher Fächer? – Sollen Kleinklassen aufgelöst werden? Heißt das dann »eine Schule für alle«? Bei Kindern und Jugendlichen mit Verhaltensauffälligkeiten hört der Spaß aber auf? – Taugt das neue Französisch-Lehrmittel etwas? – Soll nur über das Gehör geschrieben werden, die Computer richten es ja? – Hat Mengenlehre eine Zukunft? – Sollen Jungen und Mädchen gemeinsam Turn- und Sportunterricht erhalten? Warum wird das eigentlich unterschieden, Turnen und Sporttreiben? – Braucht es die klassische Sekundarlehrkraft, aufgeteilt nach Phil. I und Phil. II, noch? Heute gibt es nur Oberstufenlehrkräfte. – Braucht es zwei Fremdsprachen, und welche soll die wichtigere sein? Macht Frühenglisch Sinn oder lernt man Fremdsprachen besser erst später? Was sagen die Romands dazu? – Dürfen auf der Schulreise noch Savelats (Schweinefleisch!) gegrillt werden? Müssen bei der Weihnachtsfeier die Lieder, in denen Jesus explizit erwähnt wird, aus dem Programm gestrichen werden? – Und dann kommt auch noch das Fach Ethik in den neuen Lehrplan und fordert eine Vielzahl an Kompetenzen. Und so weiter und so fort.

Ich bin sicher, dass ich eine Reihe von weiteren Veränderungen, von strittigen Ideen im Zusammenhang mit der Schule der letzten dreißig Jahre vergessen habe. Es sind zu viele. Wer kennt die Namen, nennt die Zahl ...?

Wenn man ein profitorientiertes Unternehmen im Laufe von wenigen Jahrzehnten einer solchen Flut an Ideen, Veränderungen, Widersprüchen ausgesetzt hätte, gäbe es dieses Unternehmen schon lange nicht mehr. Aber mit der Schule – der Volksschule, muss man genauer sagen – kann man es ja machen! Interessant ist, dass die Gymnasien und auch die Berufsschulen diese chaotischen Verhältnisse nicht in diesem Ausmaß mitgemacht haben. Natürlich gab es in den beiden Bereichen auch Veränderungen. Doch das geschah in einer moderateren Form und kann mit dem Tohuwabohu der Volksschule nicht verglichen werden.

Spielball von welchen Kräften?

Deshalb ist zu fragen: Wie konnte dies geschehen und welche Kräfte waren und sind da am Wirken? Wie konnte die Volksschule zum Spielball unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen werden?

Wir leben in einer liberal denkenden, multikulturell geprägten Gesellschaft, in der eine Vielzahl sich antagonistisch verhaltender Gruppen ihre Meinung öffentlich macht. Verschiedenste Strömungen, gegensätzliche Inhalte können in unserer demokratischen Gesellschaft ihren Platz finden. Bezüglich dieses unendlichen Dissenses gibt es in unserer Gesellschaft Konsens. Vielleicht ist dies die wichtigste Übereinstimmung, über die wir verfügen. Die Vielfalt unserer Gesellschaft ist das Ergebnis eines über Jahr-

hunderte andauernden Prozesses, und ein Ende ist nicht absehbar. Dieser Prozess bedeutet auch die Freiheit, zu wählen. Ich kann mich für dieses oder jenes entscheiden, wenn es niemand anderen schädigt. Innerhalb des rechtlichen Rahmens kann ich mir selber überlegen, was ich zu tun oder zu lassen habe.

Sich der Folgen stärker bewusst sein

Kehren wir zur Ausgangsfrage zurück. Es ist wohl der Preis dieser Toleranz gegenüber nahezu jeder Idee, die in Bezug auf die Volksschule dazu geführt hat, dass jede Pressure-Group versucht, ihre Inhalte im Bildungssystem unterzubringen. In einem demokratischen Rechtsstaat durchaus legitim. Nur ist zu fragen, ob das System diesen überhitzten Wandel überlebt. Es geht ja um die Kinder. Da kommen große Zweifel auf. Andererseits bin ich auch gegen eine Reglementierung dessen, was man in der Volksschule zulassen darf. Das heißt, dass ich in dieser Frage zu keiner einfachen, eindeutigen Lösung komme. Wenn man die Heterogenität der Gesellschaft, in der wir leben, befürwortet, hat man keine andere Wahl, als diese auch für das Subsystem der Volksschule zu akzeptieren. Aber es wäre schon ein großer Gewinn, sich der Folgen stärker bewusst zu sein und sie zu Ende zu denken. Wenn ich mir überlege, dass ein Zuviel auch zu einem Kollaps führen kann, führt mich das – gerade als Pädagoge – zu einigen Gedanken über Egoismus und Verantwortung.

Verantwortung für das Ganze

Es sollte im Interesse aller möglich sein, bezüglich seiner Überzeugung und deren Durchsetzung auch einmal einen halben Schritt zurückgehen. Denn der Egoismus des Einzelnen muss seine Grenze da haben, wo er anderen schadet. Mit einer solchen Haltung würde man wieder die nötige Verantwortung für das Gesamte übernehmen. Bekanntlich ist ja das Ganze mehr als die Summe seiner Teile. Ich persönlich darf und kann mich jeweils für einen Einzelaspekt im System der Volksschule engagieren. Aber ich habe auch eine Verantwortung dem Gesamten gegenüber, und da wäre mehr Augenmaß beim Vertreten des Teilinteresses angesagt. Darüber sollten die Reformerrinnen und Reformer und alle, die sich dafür halten, einmal nachdenken.

Kommentar Eliane Perret

Deine Aufzählung aller Reformen der letzten dreißig Jahre löst Atemlosigkeit aus. So ist es in den letzten Jahren wahrscheinlich vielen Lehrerinnen und Lehrern gegangen. Die einen begannen, Dienst nach Vorschrift zu machen, andere reagierten mit Selbstzweifeln, Depressionen oder psychosomatischen Erkrankungen, hatten ein Burnout oder gaben den Beruf auf.

Wenn man – wie du es immer wieder machst – nach dem Warum dieser Entwicklung fragt, so darf man nicht beim Detail stehen bleiben. Ein Blick in die Literatur verweist auf einen Umgestaltungsprozess, der seinen Ursprung in den USA hat und alle europäischen Länder erfasste. Nicht einbezogen wurden dabei die durch europäische Forschung und Erfahrungen erbrachten Entwicklungen und Verbesserungen der Schulen, die sich an einem personalen Menschenbild orientierten. Vielleicht liest du dazu einmal von Roman Langer: *Warum haben die Pisa gemacht?* (Langer 2008). Er rollt die Entwicklung auf, beginnend 1957 mit dem Sputnik-Schock, nachdem die Russen als Erste eine Sonde in die Erdumlaufbahn geschickt hatten. Erstaunlicherweise setzten die Amerikaner nun nicht alles daran, ihr offensichtlich marodes Schulsystem in Ordnung zu bringen. Sondern sie setzten auf die eigene Machtentwicklung und ein an utilitaristischen Prinzipien orientiertes Notfallprogramm für die Schulen. Diesen Auftrag übertrugen die USA später an die OECD (*Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung*), die 1961 gegründet wurde. Es verwundert nicht, dass diese Strategie keinen Erfolg brachte, dazu hätte man grundsätzliche Diskussionen über die pädagogischen und psychologischen Erkenntnisse führen müssen, die erfolgreichem Lernen zugrunde liegen. Weder Schule noch Bildung wurden in den USA besser und der Wirtschaftsvorsprung der anderen Länder war gleich geblieben. Amerikas Schulen galten weltweit als schlecht. Das Bildungssystem hatte sich zunehmend hin zu teuren privaten Eliteschulen und maroden Staatsschulen entwickelt.

Mitte der neunziger Jahre nahm die OECD der UNESCO das Zepter im Bereich der Bildung aus der Hand. Unter dem Druck der USA, die drohte, aus der Organisation auszutreten, übernahm sie den Auftrag, Indikatoren auszuarbeiten, mit denen Bildungssysteme international verglichen werden konnten. Für die USA hatte das den Vorteil, von der eigenen Bildungsmisere abzulenken und gleichzeitig mit einer Top-down-Strategie die nationale Bildungspolitik anderer Länder zu beeinflussen, die so unter Zugzwang kommen würden. So entstand die Pisa-Studie, die Daten auf der Basis amerikanischer Bildungskonzepte erhob und einen Theorie- und Kulturbruch gegenüber der europäischen Bildungstradition bedeutete. Trotz kritischer Stimmen segneten die OECD-Länder das Pisa-Konzept ab. Seither hat die

OECD im Bildungsbereich eine Vormachtstellung, die sie sich selber zugeeignet hat. Die Pisa-Tests lösten einen regelrechten Schock aus, der in Europa eine Reformwelle nach der anderen nach sich zog, während die USA sich kaum um die Resultate kümmerten. Überprüft wurde der Reformeifer von einer Vielzahl selten unabhängiger in- und auch ausländischer Studien. Eine davon wunderte sich darüber, dass diese grundlegenden Reformen in der Schweiz so locker vonstattengingen und nicht einmal die Kantone als wichtigste Veto-Player den erwarteten Widerstand leisteten (Bieber 2010).

In dem Sinne ist für mich die heutige Situation der Schule nicht das Resultat sozialen Wandels, auch nicht bedingt durch die Freiheiten einer »liberal denkenden, multikulturell aufgestellten Gesellschaft, die von einer Vielzahl sich antagonistisch verhaltender Gruppen bevölkert wird«. Vielmehr sehe ich die Situation als Unfreiheit, die uns ungefragt auferlegt wurde und die wir nicht weiter haben müssten.

Auswirkungen des sozialen Wandels auf Schule und Gesellschaft

Beitrag Eliane Perret

Viele Reformen in unserem Bildungssystem wurden und werden mit dem sozialen bzw. gesellschaftlichen Wandel begründet, der in der Schule mitvollzogen werden muss. Oft verbunden mit dem Vorwurf, sie tue das nicht oder zu wenig schnell. In letzter Zeit besonders laut zu hören bei der Forderung nach Digitalisierung des Unterrichts.

Aufgabe der Schule

Zuerst etwas Grundsätzliches zur Aufgabe der Schule speziell auch in der Schweiz. Lange Zeit war auch bei uns Schulbildung ein Privileg und nur einem Bruchteil von Kindern vorbehalten. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Schule mit der Totalrevision der Bundesverfassung (1874) für alle Kinder obligatorisch. Sie war nun unentgeltlich und konnte von Buben und Mädchen ungeachtet ihrer Herkunft, ihres Glaubens und ihrer sozialen Zugehörigkeit besucht werden. Die Entstehung der Volksschule war stark mit der politischen Entwicklung zur direkten Demokratie verbunden. Demokratie gesteht den Bürgerinnen und Bürgern Rechte zu. Sie muss besorgt sein um die Wahrung der Grundrechte, der Meinungsfreiheit, des Stimm- und Wahlrechts und der Rechtssicherheit und -gleichheit. Im Gegenzug schließen diese politischen Rechte für die Bürgerinnen und Bür-

ger die Verantwortung ein, sich für deren Erhalt einzusetzen. Das bedingt einen gewissen Bildungsstand, der befähigt, am aktuellen politischen Zeitgeschehen aktiv mitzuwirken. Das ist gerade in einer direkten Demokratie in einem hohen Maße gefordert und ein wichtiges Ziel unserer Volksschulen. Reformen müssen sich an diesem Ziel, mündige Mitbürgerinnen und Mitbürger heranzubilden, messen lassen!

Seit damals sind fast 150 Jahre vergangen. Ich staune, dass ich mehr als ein Drittel dieser Zeit als Schülerin oder Lehrerin aktiv miterlebt habe. Selbstverständlich hat sich in dieser Zeit sehr viel verändert, bezüglich des Verhältnisses zwischen Lehrpersonen und den Kindern, des Lernstoffes und der Unterrichtsformen. Zu Recht wurde der autoritäre Unterrichtsstil in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts als nicht kindgerecht kritisiert. Aber auch die im Nachgang der 68er-Bewegung propagierte Anti-Pädagogik erfasste das Wesen des Kindes in keiner Weise, genauso wenig wie es dies heute das selbstorganisierte Lernen tut.

Erlebter Wandel von Konzepten und Bildungsbegriff

Ich konnte selbst einen gut geführten, auf entwicklungspsychologischen Grundlagen basierenden Unterricht erleben, mit dem jedes Einzelne der Kinder gefördert wurde. Glücklicherweise gehöre ich nicht zu jener Generation, die aus ihrer Schulzeit vor allem das strenge Regiment des Lehrers, verbunden mit Drill, Angst und Strafe, in Erinnerung hat. (Nebenbei gesagt wird dieses Bild eines schon bald seit einem Jahrhundert verschwundenen Unterrichtens oft zur Begründung »längst nötiger« Reformen heraufbeschworen. Abgesehen davon, dass es auch in jener Zeit andere Lehrer und Lehrerinnen gab.) Ich gehöre auch nicht zu den Kindern, die Versuchskaninchen von Schulexperimenten im Laissez-faire-Stil wurden.

Selbstorganisiertes Lernen – individualisierte Lernangebote

Heute wiederum bedaure ich jene Kinder, die sich in der Schule den Schulstoff selbstorganisiert aneignen müssen, begleitet von einem Coach, der ihnen individualisierte Lernangebote bereitstellt, allenfalls basierend auf von Algorithmen gesteuerten Computerprogrammen weltweit agierender Bildungskonzerne. Nicht nur geht die Schere zwischen den Kindern auseinander, sondern die Inhalte sind globaler Einheitsbrei. Kulturelle und historische Themen, die zu Verbundenheit mit dem eigenen Land führen, werden zusehends vernachlässigt. Solche Konzepte ignorieren nicht nur grundlegende pädagogische Erkenntnisse, sondern sie operieren auch mit einem völlig veränderten Bildungsbegriff (siehe Kapitel 17).

Bildungschancen für Mädchen und Jungen

Ich möchte noch einen zweiten Aspekt aufgreifen, der den sozialen bzw. gesellschaftlichen Wandel der Schulen deutlich macht: Die geschlechterbezogenen Veränderungen. So war der Lernstoff – vor meiner Zeit als Schülerin – geschlechterspezifisch aufgeteilt, um die Kinder auf ihre damals übliche Rolle als Erwachsene vorzubereiten. Mädchen hatten weniger Bildungschancen. Das änderte sich aber sukzessive. So hatte ich auch als Mädchen Geometrie in der Schule (und liebte sie) und wurde auch dazu angeregt, eine weiterführende Schule zu besuchen. Wir hatten jedoch – nur die Mädchen (!) – ausschließlich Textiles Werken. Ehrlich gesagt, ich litt nicht darunter, dass wir uns nicht mit den Buben zusammen in der Holz- oder Metallwerkstatt tummeln konnten. Die Koedukation im Werken wurde erst Realität, als ich bereits Lehrerin war. Längst ist klar, dass Mädchen und Buben die gleichen Bildungschancen haben müssen. – Auch die Zusammensetzung der Schulteams wurde immer weiblicher. Heute stehen wir vor der Situation, dass es Schulhäuser ohne männliche Lehrpersonen gibt. Von mancher Seite wird deshalb die Verweiblichung der Schulen als Nachteil für die Buben beklagt. Wir waren immer froh um alle männlichen Wesen, die an unserer Schule unterrichteten und den Schülerinnen und Schülern männliches Modell und Vorbild waren.

Familiärer Hintergrund

Als letzten Punkt möchte ich auf die veränderte Herkunft der Familien unserer Schülerinnen und Schüler eingehen, auch das ein Spiegel sozialen Wandels. In den ersten Jahren meiner Arbeit als Lehrerin unterrichtete ich mehrheitlich Kinder, deren Familien aus der Schweiz kamen. Das änderte sich im Laufe der Zeit. An der Zusammensetzung der Kinder konnte man stets mitverfolgen, woher die auswärtigen Arbeitskräfte kamen, aber auch wo Kriegsgeschehen oder politische Ideologien die Menschen in die Flucht trieben.

Sprache und Kultur

Das bedeutete nicht nur, Kinder zu unterrichten, die der Unterrichtssprache nicht mächtig waren. Oft standen sie zwischen den Kulturen und konnten keine Wurzeln schlagen. Auch der berufliche Hintergrund der Eltern veränderte sich. Immer häufiger waren sie im Dienstleistungssektor tätig, seltener wurden die handwerklichen Berufsfelder, oft waren auch beide Eltern berufstätig. Das zog die Forderung zur Errichtung von Tagesschulen nach sich.

Das sind nur einige Schlaglichter auf den sozialen Wandel, der Veränderungen in der Volksschule ausgelöst hat. Ob sie positiv zu werten sind, zeigt

sich für mich daran, ob sie in ihrem Kern den anthropologischen Grundkonstanten des Kindes entsprechen. Diese sind im Unterschied zu gesellschaftlichen Verhältnissen gleich geblieben. »Der Mensch wird am Du zum Ich«, wie Martin Buber sagte. Um gut zu lernen, brauchen die Kinder ein persönliches Gegenüber und einen entsprechend konzipierten Unterricht. Hier steht die Volksschule heute meines Erachtens an einer Wegscheide.

Kommentar Riccardo Bonfranchi

Dein letzter Satz hat mir zu denken gegeben. Du schreibst, dass die Schule an einer Wegscheide ist. Das verstehe ich nicht ganz. Eine Wegscheide zeigt entweder nach links oder nach rechts. Es gäbe also nur zwei Möglichkeiten. Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich denke vielmehr, dass aufgrund unserer pluralistischen Gesellschaft eine Vielzahl an Möglichkeiten für die Zukunft der Schule offensteht. Welche soll sie wählen oder welche Pressure-Groups sind mächtig genug, um sich durchzusetzen? Das macht mir große Sorgen, weil ich, und da sind wir uns wohl einig, nicht unbedingt davon ausgehe, dass die für das Kind beste Lösung gewählt wird – der Preis einer liberal-freiheitlichen Gesellschaft!

Das Mitdenken und die Stimmen vieler Personen, vor allem der Eltern oder Pädagogen und Pädagoginnen, sind hier gefragt.

Einig sind wir uns nicht nur in diesem Kapitel, dass die Beziehung der Lehrperson zum Schüler bzw. zur Schülerin das Wichtigste ist und keinem Wandel unterliegen darf. Ein positives Lehrer-Schüler-Verhältnis ist ein konstituierendes Merkmal von Schule überhaupt und in der Heilpädagogik eine *conditio sine qua non*. Dass diese Grundbedingung jeder Pädagogik nun auch infrage gestellt wird, tut uns beiden weh. Von daher könnte man die berühmte Aussage von Martin Buber, die du in deinem Text aufführst, auch so verstehen: dass das Kind zu dem Ich wird, dessen Du wir ihm sind.